

Predigt zum Sonntag Invokavit, 10. März 2019
Prof. Dr. Jens Herzer

Liebe Gemeinde,
der Predigttext für den Sonntag Invokavit steht im Brief an die Hebräer, 4. Kapitel:

„4,14 Weil wir einen großen Hohenpriester haben, Jesus, den Sohn Gottes, der die Himmel durchschritten hat, so lasst uns festhalten an dem Bekenntnis. 15 Denn wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte mit leiden mit unserer Schwachheit, sondern der versucht worden ist in allem wie wir, doch ohne Sünde. 16 Darum lasst uns hinzutreten mit Zuversicht zu dem Thron der Gnade, auf dass wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden und so Hilfe erfahren zur rechten Zeit.“

„Wir sind alle vom Tod bestimmt. Und es wird keiner für den anderen sterben, sondern jeder wird in eigener Person für sich mit dem Tod kämpfen. In die Ohren könnten wir es wohl schreien ...“ Mit diesen Worten hat Martin Luther am 9. März 1522 seine berühmten Invokavit-Predigten begonnen. Wir erinnern uns: Luther musste untertauchen, man hatte die Reichsacht über ihn verhängt und er war mit dem Tode bedroht. Die Wartburg war sein Versteck, und während er dort die Bibel übersetzte, macht sich sein Mitstreiter Andreas Karlstadt daran, eine neue Gottesdienstordnung in Wittenberg durchzusetzen, die radikal mit dem traditionellen katholischen Kultus und Ritus bricht. Luther sieht sich genötigt einzugreifen und zur Mäßigung aufzurufen und kehrt kurzerhand nach Wittenberg zurück.

So nicht! – das ist der Grundtenor dieser acht Predigten: So geht es nicht, dass wir der Versuchung unterliegen und die Erkenntnis der Wahrheit mit Rechthaberei verwechseln und vor lauter Aktionismus die Freiheit des Evangeliums aufs Spiel setzen. Eine Freiheit, die uns selbst durch das Wort Gottes aufgegangen ist und zugesprochen wurde. Eine Freiheit, die unseren Glauben aus den Zwängen der Welt und der Kirche befreit hat.

Was mich dabei besonders beeindruckt und überrascht, ist die Tatsache, dass Luther seinen Einspruch gegen das Vorgehen von Karlstadt sehr persönlich beginnt. Er redet nicht von der Kirche, sondern spricht die Zuhörer direkt an: Angesichts des je eigenen Todes ist jeder und jede Einzelne für seinen oder ihren Glauben und Leben verantwortlich. Das mag mit der Lebensgefahr zusammenhängen, in die Luther selbst durch seine Auflehnung gegen Rom geraten war. „Trotzdem“, – so fährt er fort, „muss jeder für sich selbst vorbereitet sein in der Zeit des Todes, denn es kann geschehen, dass ich dann weder bei dir bin noch du bei mir bist. Im Sterben muss jeder selbst die Hauptsachen, die einen Christen ausmachen, gut kennen und gerüstet sein.“

Martin Luther formuliert hier, was uns in der Fastenzeit aufgegeben ist: Im Licht des Osterfestes, auf das wir zugehen, zu fragen, wie wir angesichts unserer Sterblichkeit der Verantwortung für unser Leben vor Gott in dieser Welt gerecht werden können.

Um diese Verantwortung geht es auch im Hebräerbrief. Der Hebräerbrief ist wohl einer der geheimnisvollsten Texte im Neuen Testament, auf geradezu befremdliche Weise. Tief geprägt und durchdrungen von den Vorstellungen des jerusalemer Tempelkultes, der für ihn regelrecht zu einer Blaupause wird für die Lebenswirklichkeit, in der sich die christliche Gemeinde und ihr Glauben befindet. Der Brief ist voll von Anspielungen auf diese Lage: Der Lebensmut der Gemeinde ist geschwunden (4,1; 6,12); sie sind verzagt, verunsichert, mutlos (5,1; 6,1) und ohne Begeisterung, (10,32-35), haben keine Motivation, den Gottesdienst zu besuchen (10,25), ihre Schwäche ist offenkundig (4,15), die vor allem darin besteht, dass sie in der Gesellschaft immer weniger geschätzt und ja, sogar verachtet wird. – Irgendwie kommt mir das bekannt vor.

Und – wie ein erratischer Block – stehen da im Zentrum diese Texte von Christus als dem großen Hohenpriester, die der Gemeinde offenbar Mut machen sollen. Eine seltsame Strategie: Jesus als großer Hohenpriester, der die Himmel durchschritten hat, mit unserer Schwachheit mitleidet, und dabei ohne Sünde sei. Der Text bürstet so ziemlich alles gegen den Strich der Tradition des Kultes, aus der er kommt: Der Hohepriester – *ha-cohen ha-gadol* – das war in der Hierarchie der jerusalemer Priesterschaft derjenige, der in besonderer Weise für das Zentrum des Tempelkultes verantwortlich war, das Opfer am großen Versöhnungstag, am *Jom Kippur*. Er war der einzige, der einmal im Jahr das Innerste, das Allerheiligste des Tempels betreten durfte, um durch ein Opfer Sühne zu schaffen für seine und die Sünden des Volkes, tief drinnen im Verborgenen, an der *Kapporeth*, dem Cherubenthron über der Bundeslade, der als Ort der Gegenwart Gottes galt, von dem die Gnade der Vergebung ausgeht. Sühne – das meint die Vergewisserung, dass die das Leben zerstörenden Folgen der Sünde aus der Welt geschaffen werden, dass Gott seinem Volk gnädig ist und er den Bund zwischen sich und seinem Volk erneuert.

Nun aber Jesus – ein Hohepriester? Wenn irgend etwas, aber das war er bestimmt nicht! War es nicht ein Hohepriester, der Jesus dem Pilatus zur Verurteilung auslieferte? Doch das sind nicht die Kategorien, in denen der Hebräerbrief denkt und dabei auch einige Anachronismen in Kauf nimmt. Der hohepriesterliche Kult, den es zu seiner Zeit längst nicht mehr gab, bietet gewissermaßen eine höhere metaphorische Ebene, auf der die Bedeutung des Gottessohnes für den angefochtenen Glauben deutlich werden soll. Ein Glaube, der im Kampf gegen die Trägheit und Schwachheit offenbar im Begriff ist zu scheitern. Im Hebräerbrief läuft diese anachronistische Metaphorik auf die theologisch ungeheuerliche, aber doch faszinierende Vorstellung hinaus, dass Jesus einem Hohepriester gleich nicht ein Opfer *darbringt*, sondern selbst das Opfer ist, das der Gemeinde im Kampf gegen die Versuchung des Aufgebens im Glauben ihre Kraft zurückgeben soll, der ihnen die Kraft geben soll, am Bekenntnis festzuhalten. *Jom Kippur* einmal anders – ein für alle Mal anders. Der Grund dafür wird auch genannt: „Denn wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte mitleiden mit unserer Schwachheit, sondern der versucht worden ist in allem wie wir, allerdings ohne Sünde.“

Es fällt – das muss ich an dieser Stelle deutlich sagen – es fällt gegenwärtig nicht leicht, von einem Priester zu sprechen, der ohne Sünde ist. Es ist ja in aller Munde, man wird auf der Straße angesprochen und auch die letzte EKD-Synode im November vergangenen Jahres hat noch einmal unmissverständlich klar gemacht, dass die Missbrauchsskandale in den Kirchen und ihre Vertuschung nicht nur ein Problem der katholischen Brüder und Schwestern ist. Für viele Menschen sind die Kirchen dadurch noch einmal mehr unglaubwürdig geworden, so dass viele sich in ihren Vorurteilen bestätigt sehen und sich umso entschlossener abwenden. Wie groß und nachhaltig der Schaden dieser ungeheuerlichen Vorgänge ist, lässt sich kaum ermessen, für die Opfer ohnehin und zuallererst, dann aber auch für die Kirchen selbst. Was die morgen beginnende Bischofskonferenz bringen wird – man wird sehen. Die Erwartungen sind wohl nicht mehr hoch.

Doch gerade vor diesem beschämenden, aktuellen Hintergrund ist das Hohepriesterkonzept des Hebräerbriefes ein beeindruckendes Kontrastprogramm – und das macht den Unterschied zwischen *den* vielen Priestern und Oberpriestern, die mit ihrer eigenen Schuld nicht klarkommen, und *dem* einen Hohepriester aus: Die einen missbrauchen ihre Machtstellung für ihre eigenen niedrigen Bedürfnisse und Interessen; die Größe des anderen besteht darin, dass er selbst zu denen gehört, denen Gewalt angetan wird. Es ist ganz klar, auf welcher Seite dieser Priester steht. Nicht die Separation vom Volk wegen einer besonderen Art der Heiligkeit zeichnet ihn aus, sondern dass er den Menschen gleich ist, dass er uns gleich ist in der Ohnmacht, die unser Leben in vielfacher Weise prägt, und die letztlich jeder und jede auch für sich bewältigen muss, wie Luther das beschrieben hat. Ohnmachtserfahrungen sind immer persönlich und individuell, man kann sie schwerlich vergleichen oder gar gegeneinander aufrechnen. Was uns mit Jesus verbindet ist aber nicht nur, dass er selbst menschlicher Macht und Willkür ausgeliefert war, sondern dass er uns aus diesem Leiden gleichsam mitnimmt auf einen Weg „durch die Himmel“: „Weil wir einen großen Hohepriester haben, Jesus, den Sohn Gottes, der die Himmel durchschritten hat, so lasst uns festhalten an dem Bekenntnis.“

Das Bekenntnis – das ist im Hebräerbrief das offene Wort des Evangeliums. Daraus erwächst die Kraft, die die Sünde von Macht und Gewalt überwindet und uns aus Ohnmacht und Trägheit hinausführt. Ein offenes Wort, ein befreiendes Wort, das nicht nur neues Vertrauen, neuen Glauben schafft, sondern auch Sünde und Verfehlungen aufdeckt und richtet: „Denn das Wort Gottes“ – so heißt es unmittelbar vor unserem Predigttext, „das Wort Gottes ist lebendig und schärfer als jedes zweischneidige Schwert und dringt durch, bis es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Und kein Geschöpf ist vor ihm verborgen, denn es ist alles bloß und aufgedeckt vor den Augen dessen, dem wir Rechenschaft geben müssen“ (Hebr 4,12-13).

Wenn es einen Weg im Missbrauchsskandal gibt, dann ist es wohl dieser. Es ist wie in Luthers Auseinandersetzung zu Invokavit 1522: Natürlich müssen wir alles nach bestem Wissen und Gewissen aufarbeiten und dann auch verändern. Aber der übergroße Aktionismus darf nicht die Schuld überdecken, sondern es muss dem richtenden Wort der Wahrheit Raum geschaffen

werden, wo selbst Recht und Gerechtigkeit versagt und wir selbst nur beschämt verstummen können. Und dabei geht es eigentlich nicht zuerst um die Glaubwürdigkeit und den Erhalt der Kirche und ihrer überkommenen Strukturen. Wenn wir von der Reformation eines gelernt haben, dann das: Es geht vor allem um die Glaubwürdigkeit des Evangeliums, das in der Kirche verkündet wird, nicht um den Erhalt einer in die Jahre gekommenen, angepassten und angeschlagenen Institution, die zu keiner wirklichen Reformation mehr fähig ist. Was das für den Weg der Kirchen heute bedeutet, das müssen wir erst noch gemeinsam durchbuchstabieren! Leider fehlen dazu auf vielen Ebenen offenbar derzeit der rechte Mut und die nötige Entschlossenheit.

Im Hebräerbrief wird die angefochtene Gemeinde auf einen geradezu waghalsigen Weg mitgenommen aus ihrer Mutlosigkeit heraus. Die irdische und die himmlische Welt werden so miteinander verschränkt, dass man oft nicht mehr weiß, wo oben und unten ist. Der große Hohepriester durchschreitet die Himmel, nimmt uns regelrecht mit auf diesem Weg, und ehe wir es uns versehen, stehen wir selbst mit ihm und mit beiden Beinen auf dem heiligen Boden vor dem Thron der Gnade: „Lasst uns hinzutreten mit Zuversicht zu dem Thron der Gnade, auf dass wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden und so Hilfe erfahren zur rechten Zeit“ (4,16). Spätestens hier wird noch einmal klar: Als der große Hohepriester steht Jesus nicht auf der Seite der priesterlichen oder pfarrherrlichen Macht, die nur ihre eigenen Interessen im Blick hat und damit selbst große Schuld auf sich lädt. Der wahre Hohepriester ist das Gegenteil davon: Seine Schuldlosigkeit besteht darin, dass er sich seiner Verantwortung für das, was ihm von Gott auferlegt ist, nicht entzieht. Dass er um der Menschen willen, um unseretwillen selbst zum Opfer wird. „Er ist um unserer Sünden willen dahingegeben und um unserer Rechtfertigung willen auferweckt“ (Röm 4,25) – so hat es Paulus einmal auf den Punkt gebracht.

Und vielleicht ist genau das das Bekenntnis, das festzuhalten unser Text anmahnt. An anderer Stelle ermuntert er die Gemeinde noch einmal (Hebr 10,23-24): „Lasst uns festhalten an dem Bekenntnis der Hoffnung und nicht wanken; denn er ist treu, der sie verheißen hat; und lasst uns aufeinander achthaben und uns anspornen zur Liebe und zu guten Werken.“ Der Kern des Bekenntnisses sind also nicht dogmatische Glaubenssätze, sondern mutiges Vertrauen auf das Erbarmen und die Gnade Gottes, die als Evangelium verkündigt werden. Dabei geht es nicht um schöne Sonntagsreden und bloße Absichtserklärungen – sondern das muss gelebt werden, „in Liebe und guten Werken“! Für den Hebräerbrief kommt die Kraft zu dieser Hoffnung direkt vom Thron der Gnade, und dieser Thron, zu dem uns der Hohepriester führt, ist der Ort, an dem er selbst zum Opfer wird; von dort kommt „die Hilfe zur rechten Zeit“. Das Kreuz und der Richterstuhl Gottes fallen gleichsam in eins. Am Kreuz des großen Hohenpriesters sehen wir unsere eigene Ohnmacht, unsere eigene Schuld, aber wir hören, wenn wir unsere Schuld bekennen, von dort her zugleich den Zuspruch der Vergebung.

Und ein Letztes ist mir dabei wichtig, ein Gedanke, der uns in der Fastenzeit begleiten könnte und unseren Blick auf Karfreitag und Ostern richtet. Etwas nämlich beunruhigt mich an dem großartigen Bild, das der Hebräerbrief von Jesus als dem Hohenpriester zeichnet. Was mich

beunruhigt, ist, dass die Geduld Jesu, das Ertragen der Leiden, die Opferbereitschaft als Hohepriester, ja die Sündlosigkeit geradezu als vorbildhaft beschrieben wird: Seht, er hat alle diese Anfechtungen, denen ihr ausgesetzt seid, auch getragen – und die Prüfungen bestanden. Das Evangelium heute hat uns die Geschichte dazu von den Versuchungen Jesu und seiner Standhaftigkeit erzählt (Mt 4,1-11). Aber so einfach ist es eben dann doch nicht, wir sind ja nicht wie er. Sonst hätten wir den Zuspruch der Vergebung auch nicht nötig. Der große Mythos vom Sündenfall, den wir zu Anfang des Gottesdienstes gehört haben (1. Mose 3,1–24), führt uns das in der Spannung zur Versuchung Jesu eindrücklich vor Augen. Seitdem gilt eben das, was Luther am Beginn seiner Invokavit-Predigten sagte: „Wir sind alle vom Tod bestimmt. Und es wird keiner für den anderen sterben, sondern jeder wird in eigener Person für sich mit dem Tod kämpfen.“ Wir leben nicht im Paradies, und sind gerade deshalb für unser Leben verantwortlich. Das ist die entscheidende Konsequenz der Geschichte vom Sündenfall.

Diese Verantwortung hat viele Facetten, die jeder und jede von uns persönlich vor dem eigenen Gewissen entdecken muss. Es gibt Schuld, die unvermeidlich ist, wenn wir uns gewissenhaft unserer Verantwortung stellen. Aber es gibt auch Schuld, die aus Gier, Neid und niederen Motiven entsteht und die – menschlich gesehen – unverzeihlich ist. Dazu gehört, dass wir uns gern und allzu schnell aus der Verantwortung stehlen. Der Blick auf Jesus, dem schuldlos geopfertem Hohepriester, der uns durch die Himmel vor den Thron der Gnade führt, dieser Blick macht uns aber Mut, in seinem Namen das Risiko der Verantwortung einzugehen, das Vertrauen in das Evangelium nicht zu verlieren. Er macht uns Mut, im Vertrauen auf ihn, der für unsere Schuld bereits eingestanden ist, in allem Zweifel, in aller Anfechtung und Unsicherheit, aber mit bestem Wissen und Gewissen in unserer Welt zu tun, was der Klarheit und Wahrheit, dem Frieden und dem Leben dient: Die eigene Not beklagen und Schuld zu benennen, damit sie auch vergeben werden kann, vielleicht sogar unter uns Menschen, soweit das überhaupt möglich ist.

Invocavit me, et ergo exaudiam eum – „Er ruft mich an, darum will ich ihn erhören, ich bin bei ihm in der Not; ich will ihn herausreißen und zu Ehren bringen.“ Das ist die Verheißung, das ist das Evangelium, das ist das Wort der Hilfe zur rechten Zeit. Das müssen wir in unseren Kirchen wieder zur Geltung kommen lassen. Und im Vertrauen auf Gottes Gnade und Verheißung können wir gar nicht anders, wie der Hebräerbrief uns einschärft, als zuversichtlich „in Liebe gute Werke tun“ (Hebr 10,24). Gelegenheit dazu gibt es wahrlich genug.

Amen.